

Claus Eurich
Die heilende Kraft des Scheiterns

Claus Eurich

Die heilende Kraft des Scheiterns

Ein Weg zu Wachstum,
Aufbruch und Erneuerung



1. Auflage 2014

Verlag Via Nova, Alte Landstr. 12, 36100 Petersberg

Telefon: (06 61) 6 29 73

Fax: (06 61) 96 79 560

E-Mail: info@verlag-vianova.de

Internet: www.verlag-vianova.de / www.transpersonale.de

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Satz: Sebastian Carl, 83123 Amerang

Verzierung S. 9: © Milos Dizajn – shutterstock_150103664

Druck und Verarbeitung: Appel und Klinger, 96277 Schneckenlohe

© Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86616-293-8

Inhalt

A • ZERBROCHENE ERWARTUNGEN –

DAS SCHEITERN 11

Was heißt Scheitern?.....12

Scheitern als Grunderfahrung des Menschen

ist unausweichlich12

Lebenstraum und Wirklichkeit 16

Scheitern als Tabu19

Ausgeliefertsein – Das Dunkel der Ohnmacht..... 23

Das Böse 26

Chronos – die verschlingende Zeit, zum Tode hin..... 30

Endpunkt des Scheiterns – die Verzweiflung33

Fluchtwege38

Sehnsucht als Sucht.....38

Der Geist von Schwermut umfassen – Die Melancholie41

Freiheit auch zum Tode hin? Der Selbstmord 46

Fingierte Selbstsicherheiten –

Die Verdrängung des Scheiterns 54

B • IN DER TIEFE DES SCHEITERNS LIEGEN

DIE MÖGLICHKEITEN DES WERDENS59

Das Verwundende als Heilkraft..... 60

Scheitern als der Weg zum Werden 60

Im Scheitern wird das Sein offenbar61

Leiden als Chance	67
Ars Moriendi	70
Quelle der Weisheit	73
Letzte Unergründlichkeiten	74
Ohnmacht als Kraft.....	75
 Sehnsucht – Kairos – Kontemplation	 78
Göttliche Stimme und Führerin – Die reine Sehnsucht	78
Die menschliche Sehnsucht als Resonanz der Sehnsucht des Göttlichen nach Begegnung.....	84
Die Sehnsucht übersteht die Verzweiflung.....	87
 Wenn das Ewige das Zeitliche berührt – Der Kairos als Befreiung	 89
In jedem Augenblick beginnt ein neues Sein	91
Sein als vom Zwang des Zeitlichen befreite Energie	94
 Reinigung und Wachstum – Das erfüllte Schweigen	 98
Das Endliche übersteigen	101
 Vom Sein zum Werden	 105
Wir entwerfen uns selbst	105
Die verwandelnde Kraft der Gedanken	109
Existentielle Synthese	111
Die Wunden des Lebens als Augen der Seele	112
 Nur, was du liebend gibst, wird aus der Nichtigkeit gehoben – Kein Werden ohne Lieben	 115
Lieben will nicht haben.....	116
Die Suche nach Schönheit in Begegnung.....	118
Vereinigung stillbarer mit unstillbarer Sehnsucht – Die Transzendenz der Liebe.....	119

Experimentelles Sein und heitere Skepsis –	
Die Revolte.....	123
Freie Wahl in experimenteller Haltung	124
Revolte mit den Waffen der Ästhetik – Die Kunst.....	127
Schwester Einsamkeit	129
Wir leben inmitten des Mysteriums	131
 Literatur	 134



„Meiner Mutter“

A

Zerbrochene Erwartungen – Das Scheitern

Was heißt Scheitern?

Scheitern als Grunderfahrung des Menschen ist unausweichlich

Wenn wir über ein Thema mit Gewissheit sprechen können, dann darüber, wie universal uns die Endlichkeit gegenübertritt. Leben, wie Menschen es auf der gegenwärtigen Evolutionsstufe für sich erfahren, erhält die Koordinaten der Orientierung und des Handelns aus seiner Begrenzung. In sie hinein betreten wir die Welt, verlassen wir den beschützten Raum des Einsseins mit der Mutter. Dieses erste Verlassen wird zu unserer ersten Erfahrung der Vergänglichkeit, das von nun an jedem Schritt innewohnt. Zunächst bleibt es bloßes Vergehen. Später dann, wenn mit der Lebenserfahrung Erkenntnis hinzutritt und die Vergänglichkeit als Bestandteil aller Existenz gesehen wird, mag es sich wandeln in die Erfahrung zu scheitern. Kaum eine Ebene des Seins kann sich ihr von nun an entziehen.

Keine letzte Sicherheit, keine letzte Verlässlichkeit erwartet als Wegstation den Wanderer und Suchenden. Ihm begegnet unterwegs nur immer wieder, bei allem Schönen und Beglückenden, die Beimischung der Unberechenbarkeit, die in den Irrtum führt. Ihr hält kein Dogma stand, keine als finale Gesetzmäßigkeit formulierte Letztgewissheit. Aus diesem Blickwinkel gestaltet sich das Leben als eine Wegstrecke voller Enttäuschungen. Aber sie sind, genau betrachtet, Enttäuschungen. Denn Täuschungen werden uns im Irrtum und

im Scheitern entzogen. Was wir als schmerzvoll und leidgebunden erleben, will doch eigentlich nur heilen.

Bis ins Mark trifft uns der Angriff, der den Kern unseres Selbstverständnisses und unseres Selbstwertgefühls berührt; sei es durch Irrtum oder durch Versagen; sei es durch die Freiheit des anderen, mich zu ignorieren, oder durch eine tiefe Kränkung; sei es durch einen „Schicksalsschlag“. Denn neben aller grundsätzlich gegebenen Verletzlichkeit hat jeder seine „Achillesferse“ und sein „Lindenblatt“. Werden wir dort getroffen und traumatisiert, können ganze Lebensentwürfe und persönliche Wertsysteme zusammenbrechen. Selten bewusst, zumeist unbewusst, versuchen Menschen dieser als Anfälligkeit interpretierten Verwundbarkeit, die immer mit im Spiel ist, auszuweichen, indem sie dem ungewissen „Außen“ und unsicheren Zielen ein übersteigertes und als sicher abgeschottetes Ich gegenüberstellen. Die Unerschütterlichkeit, die sie damit erstreben, nimmt dann allerdings sogar die Kontingenz noch aus dem Spiel. Sie müssen scheitern, ohne Alternative. Eine Gnade, wenn sie dann ihr Scheitern im Wesensgrunde verstehen – als die Voraussetzung zur Eröffnung der Seinsfrage in ihren Tiefenschichten.

Ob das, was uns widerfährt, uns als „Scheitern“ widerfährt, wie es uns berührt, trifft, verändert und mit welcher Eingriffstiefe, wie wir es also fühlen – das hängt mit unserem Selbstbild zusammen. Es gibt keine objektivierbaren Maßgrößen und Messverfahren, nur die innere Stimme und hinsichtlich der als eigene Anteile wahrgenommenen Schuld das, was wir Gewissen nennen. In mir und durch mich ersteht das Ausmaß des Scheiterns vom Bruch, der zu kittern ist, bis zum Tod, den ich schon als Lebender erleide.

Als ein Sterben inmitten des Lebensstromes, der mich wei-

terträgt, wird von vielen Menschen das Zerbrechen einer Beziehung, das Ende einer Ehe gesehen und empfunden. Anders als bei vergleichsweise tief einschneidenden und entwurzelnden Schicksalsschlägen, wie dem Tod eines geliebten Menschen oder eines nahen Angehörigen, spielt hier immer der Faktor der eigenen Schuld mit. Dorothee Sölle schreibt über die Scheidung ihrer Ehe: „Dieser Tod (es geht um den Beziehungstod) war für mich die vollständige Zerstörung eines ersten Lebensentwurfs. Alles, worauf ich gebaut hatte, was ich gehofft, geglaubt, gewollt hatte, war vernichtet... Ich habe über drei Jahre gebraucht, nicht, um damit fertig zu werden, sondern um die mich ständig begleitenden Wunschphantasien des Selbstmordes zu überwinden.“ (Sölle 1975, S. 42 f.) Und Dorothee Sölle weist auf auftauchende Fragen hin, denen sie sich stellen musste. Was habe ich vergessen, was versäumt, was unwiderruflich falsch gemacht? Die abgrundtiefe Trauer über das von mir fortgerissene und in Teilen aus mir herausgerissene Du, die Abspaltung eines als Teil von mir gesehenen und gefühlten Lebensfeldes, zieht in den Abgrund durch den in der Trauer sich übersteigernden Selbstvorwurf. Und es braucht Zeit, Kraft und Leidensbereitschaft, um irgendwann neben allen Eigenanteilen auch die oft tragische und trotzdem unvermeidbare Ausweglosigkeit mancher Beziehungskonstellationen zu erkennen; zu sehen, dass auch die Dauer der Ehe irdisch ist und damit endlich. Sie steht im Fluss der Zeit. Und wandelt sie sich nicht kontinuierlich im Miteinander, erstarrt sie und stirbt, noch während sie im äußeren Beieinandersein weiterexistiert. Scheitern als Sterben im Leben, das zeigt das Beispiel der auf ein ganzes Leben hin gedachten Partnerschaft, bricht nicht ein als punktuell Ereignis. Es ist ein Prozess, dessen Potentialität bereits in jedem Entstehen mahnend durchscheint.

In der Begegnung von Angesicht zu Angesicht, in der Berührung der Herzen und der Seelen, in der Beziehungsebene, also von Ich und Du, erweisen sich die unmittelbare Nähe und die Intimität des Scheiterns. Doch wir stehen nicht nur in Beziehung zu diesem Du unserer sozialen Mitwelt. Als Gegenüber tritt dem Menschen, der seine Identität als Ich interpretiert, auch das Du der natürlichen Mitwelt/Natur, das göttliche Du sowie sein eigenes, das Selbst, entgegen. Und er lebt in der Verwiesenheit auf und die Eingebundenheit in gemeinschaftliche Prozesse und Strukturen, mikrokosmisch und makrokosmisch, lokal, national und global. Auf all diesen Ebenen ist Scheitern denkbar und findet es statt. Nicht nur durch mich als Person, sondern auch durch mich als Teil eines Wir, einer Familie, einer Gruppe, einer Nation, einer Kultur, einer Religion, ja als Gattung Mensch selbst.

Die Universalität des Scheiterns zeigt sich wohl am brutalsten in der gestörten Beziehung zwischen Mensch und Erde, die ihn hervorgebracht hat, die ihn trägt und wieder aufnimmt. Umso existentieller und tragischer wird hier das Scheitern, je mehr wir den Planeten als von uns abgespalten und nicht als Teil von uns sehen und vor allem nicht empfinden. Der Geist trennt sich von der Materie und kappt zugleich die Nabelschnur. Selbstverschuldet misshandeln wir das „Fremde“ und verwunden uns damit selbst.

Solches Scheitern liegt immer auf dem Weg, wo das Ganze in Teile zerspalten und in der Folge nur noch von den Teilen her betrachtet wird. Scheitern wird auch jedes Streben nach Wiedererlangung oder Neugestaltung von Ganzheit, solange es aus Partikularinteressen rührt. Und die Flucht in ein Verhältnis, eine Subkultur, einen religiösen Kokon, in Medien- und Lifestylewelten bleiben, was sie sind: Flucht.

Lebenstraum und Wirklichkeit

Im Alltag des Menschen liegt Scheitern im Verfehlen der Handlungsintentionen. Das Vorgesagte hat den Schatten nicht mitbedacht, der immer zwischen die Idee und den Versuch ihres Vollzugs fällt. Denn nichts kann in endgültiger Perfektion gelingen. Die Reinheit der geistigen Vorstellung verhält sich zu einer vielschichtigen und unberechenbaren Wirklichkeit wie der Nordstern zum Wanderer, der Orientierung suchend ankommen will. Er wird ermattet resignieren, wenn er das Licht des Himmelskörpers mit dem Ziel, das erreicht werden kann, verwechselt und sich sodann in die Unfähigkeit geworfen sieht zu vollenden. Sicher, es sind die höchsten Ideale und die kristalline Klarheit eines Entwurfs, die Menschen im Wachstum halten und sie führen. Umso tiefer aber erscheint auch der mögliche Fall. Teilhard de Chardin sprach einmal davon, dass die Erhabenheit der Bergzinne nur vor der Tiefe des Abgrunds recht ersichtlich würde (1962, S. 184).

In der seelisch-geistigen und der spirituellen Lebensorientierung wird die Diskrepanz zwischen dem sich sehnsüchtig streckenden Geist und der ganzen Banalität einer enttäuschenden Alltagspraxis noch schmerzvoller bewusst, wenn es die höchstgesteckten Wünsche sind, von denen ich ein erfülltes Sein abhängig mache. Dann mutieren der Wunsch zur Illusion und die edle Hoffnung zur Droge, die die Illusion im Bewusstsein hält. Diese Hoffnung zieht Unglück nach sich, wenn sie Menschen „dem Schweigen der Festung entreißt und sie auf die Wälle treibt in Erwartung des Heils.“ (Camus 2001/1953, S. 41)

Es gehört zur Paradoxie des Scheiterns, dass seine Heftigkeit mit der geistigen Größe dessen, der scheitert, und/oder

mit seiner vermeintlichen Stärke zunimmt. Unbedingtes Engagement bei den Aufgaben im Alltag, bedingungslose Treue in der Liebe ... sie führen ins Verhängnis, wenn ihre Statik die Wellenbewegungen des Lebens nicht abfedern kann; genau wie die Größenphantasien der oft kreativsten Menschen, die damit ein an sich immer auch labiles Ich zu stabilisieren suchen.

In der Offenheit des Noch-Nicht liegt die Basis aller großen Visionen – im Leben des Einzelnen und in der Geschichte von Kulturen. Als dunkel und verhüllend bewegt sich das Noch-Nicht vor dem Schon-Jetzt und konfrontiert damit fast unausweichlich mit der Erwartung des Lichts. Und dann tritt neben die Vision ganz leise und doch mit mächtiger Präsenz die Vermessenheit und mit ihr die Selbsttäuschung. *Perversa securitas*, seinswidrige Sicherheit, wurde sie von Augustinus genannt (vgl. Pieper 1935, S. 68 ff.). In dem Ansinnen, die Koordinaten des Wirklichkeitsgemäßen zu ignorieren und zu überschreiten, schwingt das Pendel zwischen außergewöhnlicher, beflügelter Ermöglichung und der Schwerkraft des Greifen-, Halten- und Sichern-Wollens. Viele der schönsten Aufbrüche und ausnahmslos alle durchkämpften Revolutionen sind dieser Schwerkraft letztendlich erlegen und damit der Zerstörung ihres eigenen Impulses. Der Ursprung dieser Schwerkraft ist die Angst. Sie macht feindselig gegenüber eigenen Wachstumspotentialen und der Akzeptanz jenes Naturgesetzes, das uns lehrt, dass nur das in Bewegung und Transformation sich Befindende noch lebt. Angst, die sich am potentiellen Verlust orientiert, lässt erstarren, und sie sucht die Erstarrung, die feste und vermeintlich unvergängliche Form. Als „Liebe zum Leben“ maskiert, führt sie in die Dynamik des Scheiterns und schließlich in den Verlust des Lebens. Die Schwerkraft des Besitzstrebens auf allen Ebe-

nen des Seins und die spiegelbildliche Angst vor dem Verlust machen vor allem in den westlichen Haben-Kulturen Strategien der Verdinglichung so erfolgreich. Das „Ding“ kann ich besitzen, als „Ding“ ist mir etwas verfügbar. Durch Verdinglichung lässt sich in angstbesetzten Seelen auch das edelste Streben ausbeuten.

Im Scheitern nähern wir uns nicht nur den Grenzl原因en des Lebens, wir betreten sie. Kein Reden hilft dann mehr, zunächst. Und das Verstummen, dieser in sich gerichtete stille Schrei, wirkt nur nach außen leise. In die Seele dringt er wie ein scharfes Messer. Die Antwort auf ihn nennt keine Gründe. Sie ist ein bloßes, verstärkendes Echo. Der Stich in die Seele löst Schmerzen aus, die körperlichen vergleichbar sind, ja, als solche empfunden werden. Neuropsychologisch erklären lässt sich das mittlerweile damit, dass die seelischen Qualen, PTED genannt, (Posttraumatic Embitterment Disorder; vgl. Science, Bd. 302/2003, S. 290) im selben Zentrum des Gehirns wie körperliche beheimatet sind.

Der „Scheitern“ genannte Zusammenbruch zentraler Lebenskoordinaten kann als ein geistiges Sterben angesehen werden, als eine Art sozialer Tod. In ihm verlassen wir die Gemeinschaft, die im Dialog mit unserer Umwelt bestand und die Heimat schenkte; bzw. wir werden aus dieser Heimat verstoßen, wenn ein Du sich von uns abwendet oder wir uns verlassen glauben. Dieser Fall aus der Biographie ist ein Fall ins Namenlose und entsprechend tief. Perspektiven und Zukunftsschimmer gleiten an ihm vorbei. Auswege scheinen verstellt oder verbaut, alternativlos.

Scheitern ereignet sich trotz langer Vorläufe und Absehbarkeiten zumeist abrupt. Es schlägt ein wie ein Blitz ... am Tag des Auszugs, der die Trennung besiegelt, in der Stunde

der Kündigung einer Arbeitsstelle, in der Sekunde, in der ein Vertrauensbruch sich offenbart, in dem Moment der Zurückweisung einer Liebesbekundung. Das Desaster, das dieser Einschlag hinterlässt, führt zur Störung oder Unterbrechung nahezu jeglicher Funktionalitäten im Alltag. Wenig erscheint jetzt noch tragfähig und sowohl die, die es trifft, als auch die, die es aus der Nähe verfolgen, sehen sich mit der Frage konfrontiert, worin denn überhaupt noch Verlässlichkeit liegt.

Scheitern als Tabu

Zu versagen, an der Welt und/oder an sich, kennt in unserer Kultur kein wirkliches Verständnis. Sie hält keine positiven Deutungsangebote bereit, ja verwirft entsprechende Konzeptionen. Der Gescheiterte trägt sein Zeichen auf der Stirn, sein von der Mitwelt wahrgenommenes Leben stört die eingespielten Routinen. Vor allem aber stellt es die mühsam im Gleichgewicht gehaltenen Sicherheiten der sozialen und gesellschaftlichen Organisationsweisen in Frage. Die dann folgende Tabuisierung des Scheiterns hat zwei Seiten. Der scheiternde Mensch weicht der Einsicht in sein eigenes Verschulden aus, spürt er doch unbewusst, dass diese Selbsterkenntnis nach allem nun auch noch sein kunstvoll geschmiedetes Selbstbild einschmelzen würde. Und er trachtet zu vermeiden, dass das Bild, das nach seiner Ansicht die anderen von ihm haben, nicht verbrennt. Es waren dann die Umstände, die ihm keine Chance ließen, oder die Unfähigkeit und das Übelwollen der sozialen Mitwelt – in der Gestalt eines Einzelnen oder auch eines Kollektivs.

Durch die soziale Umwelt wird das Scheitern eines Menschen, vor allem hinsichtlich seiner strukturellen und organi-

satorischen Bedeutung, durch Individualisierung neutralisiert oder entsorgt. „Das ist seine Privatsache, sein Problem.“ Das Funktionieren des Systems rangiert deutlich vor der Lebensbewältigung. Und dies wirkt sich umso gravierender aus, je strukturell und ökonomisch anfälliger Gesellschaften und Kulturen werden und je schwächer sich die Auffang- und Ausgleichsfähigkeit der traditionellen sozialen Netze, wie Familie, Freundeskreis, Verwandtschaft, religiöse und politische Gemeinschaften, darstellt.

Mitunter groteske Züge trägt die Verdrängung des Scheiterns in der Politik; als Angewohnheit etwa, noch aus der schmerzhaftesten Niederlage einen Sieg zu formulieren; als Unfähigkeit, einzugestehen, dass gegebene Versprechen nicht eingehalten wurden, als systematische Abwälzung jeglicher Schuld auf Verursacher statt Ursachen, auf den politischen Gegner oder dunkle Hintermänner. Die Gründe hierfür sind offensichtlich, und sie wurzeln in Angst und in vornehmlich bei Männern sich offenbarender narzisstischer Kränkung. Es ist die Angst jener vor Bloßstellung, die in der Öffentlichkeit leben und die Öffentlichkeit als Lebenselixier benötigen; jene, die spüren, dass Ämterverlust nicht nur Machtverlust hieße, sondern Öffentlichkeitsentzug. Er aber trägt für die, die medial ausgerichtet leben und die sich von dorthier ihre Bestätigungen holen und ihre Seinsberechtigung attestieren lassen, das Antlitz des Nichts. Dabei wäre gerade die Politik ein Paradefeld für die öffentliche Einübung und öffentliche Präsentation eines Umgangs mit dem doch unvermeidlichen Scheitern in Größe und Würde; unvermeidlich, weil bezogen auf die großen politischen Ideale, deren Verwirklichungsstreben in einer hyperkomplexen, globalisierten und vielfältig anfälligen Welt mehr und mehr zum Irrlicht wird. Das Tabu

in der Politik, Scheitern einzugestehen, raubt einer Gesellschaft nicht nur Vertrauen, sondern vor allem auch mögliche Identifikationsfelder und Identifikationsfiguren. Ihr gehen die Vorbilder verloren. Denn Vorbild kann nur sein, wer Größe in der Niederlage zeigt und damit in dem, was jeder von uns jederzeit am eigenen Leibe erfahren kann.

Trotz aller rhetorischen Kunstgriffe bleibt das Scheitern in der Politik nur selten im Verborgenen, solange die Kontrolle durch eine funktionierende Öffentlichkeit stimmt. Anders in der Wissenschaft. Die Regeln in dieser Welt lassen kein Scheitern und damit keinen Verlust des Renommees zu. In der Wissenschaft gibt es nur Sieger, wie die bei Bewerbungen und Ehrungen entworfenen Biographien und Selbstdarstellungen zeigen. Ihre Sprache ist die des ungebrochenen Erfolgs (Vgl. Helble 2000, S. 82 ff.). Die Selbstbestätigungsrituale innerhalb der scientific community werden früh gelernt und sind tief verinnerlicht. Nichts ist schlimmer, als im Kreise der Gelehrten sich bloßgestellt zu sehen. Dabei kann auch die Geschichte der Wissenschaft durchaus als eine Geschichte der Niederlagen gelesen werden. Und Niederlagen in der Wissenschaft, das Scheitern einer Idee, einer Konzeption, eines Experiments waren und sind immer wieder die Voraussetzung für wissenschaftlichen Fortschritt. Irrtümer, Ziele verfehlen, sich in theoretischen und empirischen Sackgassen verrennen – sie sind das Fundament für korrigierte und differenziertere Erkenntnis durch diejenigen, die folgen. Im Unvorhergesehenen, in der Abweichung und auch im Fehler, aber nicht in der stromlinienförmigen Sukzession warten Durchbrüche, neue Einsichten, ja wissenschaftliche Weltbildveränderungen. Im eigenen Scheitern den Vorläufer des Erfolgs zu sehen setzt allerdings ein komplexeres und systemischeres Denken voraus,

das nicht das Ich im Zentrum sieht. Und es erfordert neben dieser Kunst des Überblicks auch Demut.

Wir können als Sinnwesen wohl nicht anders, als allem, was wir tun und womit wir es zu tun haben, Sinn zuzuschreiben. Die Unausweichlichkeit des Scheiterns und seine drohende Nähe in jedem Augenblick des Lebens konfrontieren deshalb seit je Menschen mit der Frage nach seiner möglichen tieferen Bedeutung. Die Frage, die hinter dieser Frage steht, ist die nach dem Sinn der Existenz schlechthin. Denn wenn das Leiden in seiner Allgegenwärtigkeit eines tieferen Sinnes entbehrt, wo ist dann überhaupt noch einer zu erkennen? In manchen Religionen, der christlichen im Besonderen, hat dies zu einer ausgesprochenen Ideologisierung und zugleich Ästhetisierung von Scheitern und Leiden geführt. Durch das Scheitern erzieht Gott den Menschen; es ist seine Weise, zu strafen und durch Strafe seine „Liebe“ zu bekunden. Vor allem das Leiden Jesu und sein zu irdischen Lebzeiten unüberbietbares Scheitern als Prophet und Messias gaben den Anlass für Leidensverherrlichung. Wie ihm, so auch mir. Norbert Greinacher spricht von dem „Masochismus der Frommen, der das Leiden geradezu sucht, ja, in das Leid und das Scheitern verliebt ist. Man kann das Leid auch genießen und kann aus Selbsthass Lustgewinn schöpfen. Nicht selten schlägt dann der Masochismus in Sadismus um.“ (Greinacher 1990, S. 358)

In der auf Jesus bezogenen Leidensverherrlichung bleibt verborgen, wie human und menschlich, wie sanft und doch klar er selbst auf seine Niederlagen vor den Menschen reagierte, in dieser grandiosen Mischung aus Traurigkeit, Liebe und Erhabenheit.

Ausgeliefertsein – Das Dunkel der Ohnmacht

Kraftlosigkeit, Unvermögen, das Bewusstsein, an Grenzen geworfen zu sein, und die Ohnmacht stoßen uns unbarmherzig auf die Tatsache, dass es an dem Punkt, an dem wir angelangt sind, nicht weitergeht; nicht mit den bekannten Mitteln, nicht auf den vertrauten Wegen. Doch wäre es ja nur das. Oft aber heißt Ohnmacht, der Willkür ausgeliefert zu sein, der anderer Menschen und der deutungsleerer Situationen und Ereignisse. Naturkatastrophen, die wahllos Menschenopfer fordern, gehören zu diesen Ereignissen, denen wir bezogen auf die Existenz eines Menschen allenfalls einen konstruierten „Sinn“ beimessen können; zeigen sie uns doch überdeutlich, dass Sinn nur gesehen werden kann bezogen auf vom Menschen selbst geschaffene Vorstellungen. Auch Unglücke und manche Verbrechen, in denen es keine konkrete Opfer-Täter-Geschichte bzw. -Beziehung gibt, gehören dazu. Sie überrollen als Zufallsdesaster jede Berechenbarkeit, jede Planung, jeden perspektivischen Horizont. Einem schicksalhaften Verhängnis durch Hilflosigkeit ist ausgeliefert, wer die übermächtige Gewalt anderer Menschen erleiden muss. Ihm widerfährt etwas ohne Chance der Reaktion. Jede nachträgliche Sinnzuweisung wird dann nicht mehr als eine zitternde Geste der Hilflosigkeit. Und es schmeckt nur noch bitter, wenn Sinnzuweisungen dort probiert werden, wo der Faktor Sinn selbst ausgerottet wurde – wie bei den unzähligen Genoziden der Menschheitsgeschichte.

Bezogen auf das, was wir Ohnmacht nennen, ist es angemessen, diese Ebenen zu unterscheiden und von dem, was aus dem Dunkel heraus gewalthaft übermächtig sich ereignet und für alle Betroffenen im Dunkel des Verstehens verbleibt und zutiefst verstört, von Verhängnis zu sprechen. Einem Ver-

hängnis kann ich aus eigener Kraft nicht entkommen. Ohnmacht als Grenzerfahrung hält demgegenüber Optionen der Entwicklung von Situation und Person.

Der Ohnmacht kann man sich nicht nähern, ohne Macht zu thematisieren, auch wenn es ein Trugschluss scheint, Macht allein aus der Existenz von Ohnmacht zu begründen, und umgekehrt. Selbstredend gibt es diesen wechselseitigen Bezug. Doch es gibt auch die Nichtbeziehung, die Fremde zwischen beiden.

Die Erscheinungsweisen der Macht reichen von systematischem Entzug der Lebenschancen einzelner und von Gruppen, von narzisstischen Persönlichkeitsstörungen mit Omnipotenzdrang über Hoheits- und Kontrollmacht bis hin zu den konstruktiven und schöpferischen Dimensionen. Die destruktiven Weisen der Macht sind scharf und hart; sie brechen das menschliche Du und lassen es seine Demütigung deutlich spüren. Andere Weisen der Machtausübung funktionieren als Ordnungsprinzip von Staaten, Institutionen und Organisationen. Es gibt aber auch solche, die sich verschwenden, um Leben zu gestalten, Handlungsspielräume zu öffnen und Sinn zu stiften. Von solcher Macht künden die Ohnmacht Jesu, die Gewaltlosigkeit Gandhis, die Versöhnungskraft Nelson Mandelas, die in Menschenliebe wurzelnde Autorität großer Lehrer, die in der Begleitung und Erziehung ihrer Kinder sich hingebende Liebeskraft einer Mutter.

Zu den destruktiven Seiten der Macht gehört die Instrumentalisierung von Ohnmacht, um in Machtpositionen zu gelangen. Nicht gerade selten bedienen sich in Partnerbeziehungen, im sozialen Miteinander und selbst auf zwischenstaatlicher Ebene Menschen und Gruppen der Ohnmachts- und Opferrolle,